

*Text:* SAMUEL TANNER *Fotos:* MARVIN ZILM

# GLAUBE UND MACHT

Ob sie katholisch sind oder nicht, spielt für immer weniger Schweizer eine Rolle, auch in der Politik. Der Präsident der CVP will seine Partei daher umbenennen in eine Partei ohne C im Namen. Abschiedstour durch das Stammland der katholischen Wählerschaft.





Abendglühen über der Innerschweiz: Die katholische Kirche in Schüpfheim, Kanton Luzern.

BILD LINKS: «Die Welt wird nicht schlechter, sie wird anders.» – Gerhard Pfister, Präsident der CVP.

# W

*«Wie üblich eilten wir in die Sakristei, schlüpfen in die Messgewänder, schritten zum Altar, der Onkel warf sein Haupt in den Nacken, stemmte den Kelch in die Höhe, liess die Orgel erschallen, sang dazu, jubelte, dann begab er sich in sein Büro, wo er, erste Zigaretten paffend, das Frühstück des gesunden Menschenverstandes verschlang, die «Ostschweiz».»*

*Thomas Hürlimann, «Fräulein Stark»,  
über katholisches Leben in der Schweiz*

Gerhard Pfister ist tief verankert in einer Schweiz, die es nicht mehr gibt. Aufgewachsen auf dem Zuger Ägeriberg, besuchte er als Kind die Klosterschule in Disentis, um schliesslich an der Universität in Freiburg Literatur und Philosophie zu studieren. An diesem Ort wurde der katholische Nachwuchs darauf vorbereitet, das Leben seiner Vorfahren in der gleichen Selbstverständlichkeit weiterzuleben: in der Studentenverbindung, an Zotenabenden, mit ausschweifenden Trinktouren in der Unterstadt, die «Grosser Rosenkranz» hiessen.

Freiburg war eine Welt für sich, wie sie es auch Appenzell-Innerrhoden, das Wallis und vor allem die Innerschweiz waren: Seelenlandschaften der katholischen Schweiz.

Nach seiner Promotion arbeitete Gerhard Pfister als Lehrer im Institut Dr. Pfister, der Privatschule, die sein Grossvater Dr. Wilhelm Pfister am Anfang des zwanzigsten Jahrhunderts in Oberägeri gegründet hatte. Das Institut lag laut Selbstbeschreibung «in eine ruhige, voralpine Landschaft gebettet» – und lange auch in eine katholische Selbstverständlichkeit. Es gab eine eigene Philosophie und eine eigene Turnhalle, um sich dem «Neigungssport» hinzugeben. Am Ägerisee stand ein institutseigenes Bootshaus. Gerhard Pfister übernahm die Schule schliesslich als Vertreter der dritten Generation, seine Philosophiestunden waren sehr beliebt. Aber im Jahr 2012 sah er sich gezwungen, das Institut Dr. Pfister zu schliessen.

Er ging in die Politik, selbstverständlich für die Christlichdemokratische Volkspartei, wie schon sein Vater und sein Grossvater. Er wurde Kantonsrat in Zug und Nationalrat in

Bern. Im Jahr 2016 wählte die CVP ihn zu ihrem Präsidenten. Er übernahm eine Partei, die seit Jahrzehnten nur noch verlor – so stetig, aber langsam, dass sich ihre Mitglieder gut daran gewöhnten. Im Zenit ihrer Kraft erreichte die Partei bei den Wahlen 23,4 Prozent, geblieben ist weniger als die Hälfte. Als die CVP bei den Wahlen im vergangenen Herbst nicht so viel verlor wie üblich, galt das als Erfolg.

Gerhard Pfister, 57, ist eine Endzeitfigur. Sein Milieu ist verschwunden, aber er ist noch da. Es bleibt die Partei seiner Familie, seiner Schweiz. Als Präsident war er angetreten, das C – und damit das Katholische und das Konservative – wieder zu stärken. Pfister ist ein Mann der Traditionen. Er trägt bis heute Hemden mit aufgestickten Initialen und breit geschnittene Anzughosen. In seinem Auto läuft «Vintage Radio». Bei ihm muss das Neue immer zuerst beweisen, dass es besser ist als das Alte.

Nun ist ausgerechnet dieser Mann, einer der letzten Katholiken der Schweizer Politik, zum Schluss gekommen, dass sich die CVP in einer neuen Mittepartei auflösen müsse, um eine Zukunft zu haben. Aus einer Fusion mit der kleinen BDP soll unter dem Namen «Die Mitte» eine starke Mittepartei erwachsen – und eine weit über hundertjährige Geschichte zu Ende gehen. Das C im Namen würde geopfert.

Verrät Gerhard Pfister das Erbe der katholischen Schweiz, um seine Partei zu retten?

Er selber sagt, wer das Problem der CVP begreifen wolle, müsse nur einmal von Luzern her durch das Entlebuch und das Emmental nach Bern fahren. Ich habe ihn dabei begleitet. Es ist eine Reise in die Mitte der Schweiz geworden – und über die bedeutendste Grenze des Landes hinaus. Ein katholisches Reenactment.

## I. GISIKON (LU): DAS RÜCKZUGSGEFECHT

An einem Freitagmorgen im August treffen wir uns in Zug. Hier hat Gerhard Pfister sein Büro, gelegen zwischen einer Ferrari-Garage und einer Kirche. Es ist ein strahlender Tag. Wir nehmen die Autobahn und fahren in die Vergangenheit.

In Gisikon im Kanton Luzern, wo Pfister mit seinem Alfa Romeo jetzt auf den Parkplatz des Restaurants Tell einbiegt, fand das vielleicht entscheidende Gefecht des Sonderbundkrieges statt. Am 23. November 1847 standen sich hier an der Reuss zwei Truppen gegenüber, die für zwei verschiedene Schweizen kämpften. Auf der einen Seite die katholischen Kantone, die einen Sonderbund gegründet hatten, um sich gegen die reformierte Mehrheit auf der anderen Seite zu verteidigen. Die konservative Minderheit wehrte sich gegen die Unterjochung durch die liberale Mehrheit.

Die Truppen des Sonderbundes mussten in dem Gefecht von Gisikon kapitulieren – tags darauf beschlossen auch die anderen Innerschweizer Kantone, sich nicht mehr zu wehren. Der Krieg dauerte nicht ganz einen Monat, ungefähr hundert Soldaten fielen.

Gerhard Pfister geht der Strasse entlang zu der Brücke, die heute nur noch die Kantonsstrasse mit der Autobahn verbindet,

---

**«DER HISTORISCHE AUFTRAG DER CVP IST ERFÜLLT. DIE KATHOLIKEN SIND MIT DEM BUNDESSTAAT VERSÖHNT. UND IN DER VERFASSUNG IST DER FÖDERALISMUS FESTGESCHRIEBEN.»** *Gerhard Pfister*



Die heilige Dreifaltigkeit aus einer anderen Zeit: Metzgerei, Bäckerei, Beiz.



Auf dem Blapbach sieht es aus, als läge sowieso alles nahe beieinander:  
das Entlebuch, das Emmental, die reformierte und die katholische Schweiz.

Er sieht nur noch einen Weg:  
CVP-Präsident Gerhard Pfister.



Katholische Selbstbehauptung:  
Die Symbole sind noch da.

Er sieht das C als kulturellen Heimatbahnhof:  
Pirmin Meier, Katholik.





Im Emmental sind die Bauernhöfe fast Paläste:  
Bohnen pflücken in Eggwil, Kanton Bern.

Relikte einer grossen Vergangenheit: Blick  
in die Vitrine im Restaurant Rössli, Ruswil (LU).



Die Zeit und das Auto stehen still: An der Grenze  
zwischen Entlebuch und Emmental.



Die katholische Schweiz ist weit weg, aber die  
Macht nah: Gerhard Pfister vor dem Bundeshaus.



Die Kapelle ist verlassen: Am Strassenrand in der Nähe von Malters, Kanton Luzern.

die früher aber eine bedeutende Zollstelle war. Laut einer Sage soll hier ein Gespenst gewohnt haben. Die Brücke ist derzeit eingerüstet, das Restaurant Tell scheint die beste Zeit hinter sich zu haben – und auf einem Hinkelstein, bei dem Pfister ein Gedenken vermutet, ist das Schild aus der Verankerung gerissen.

Pfister sagt: «Immerhin heisst das Restaurant noch Tell.»

Nicht einmal an diesem Ort wird an den letzten Krieg erinnert, den es in der Schweiz gab. Dennoch prägt er die kollektive Geschichte des Landes bis heute.

Die Liberalen gewannen den Sonderbundkrieg zwar, und sie waren es auch, die ein Jahr später die heutige Schweiz gründeten – aber sie liessen die konservativen Verlierer leben. Gerhard Pfister sieht darin nicht nur als Katholik eine «unglaubliche Weisheit», wie sie Kriegsgewinner in der Geschichte nicht oft gezeigt hätten.

Die Katholiken sollten versöhnt werden mit dem liberalen Bundesstaat, der nun entstand. Das wurde die historische Aufgabe für die Partei, die in ihrer Geschichte schon Katholische Volkspartei oder Konservativ-Christlichsoziale Volkspartei – und schliesslich Christlichdemokratische Volkspartei hiess. Der Schriftsteller Thomas Hürlimann, der Sohn des früheren katholischen Bundesrats Hans Hürlimann, fasst das Verdienst im Rückblick so zusammen: «Die CVP hat dafür gesorgt, dass auch ein Katholik bei der Artillerie Offizier werden darf.»

Am Sonntagmittag die CVP zu wählen, war in katholischen Familien eine Tradition, die so gehegt wurde wie der Kirchgang am Sonntagmorgen. Die CVP war die alternativlose Partei der katholischen Selbstbehauptung. Die CVP brauchte keine Ideen, weil sie ein Milieu hatte.

Die Katholiken schafften sich in der neuen Schweiz eine Parallelwelt, in die sie sich zurückziehen konnten: mit eigenen Zeitungen («Ostschweiz»), mit eigenen Hilfsorganisationen (Caritas), eigenen Versicherungen (CSS), eigenen Vereinen (KTV) – mit einer eigenen Liturgie des Lebens. Und sie pflegten die Unterschiede zu den Reformierten auch im Ungepflegten. In einem Interview sagte Thomas Hürlimann einmal: «Bei uns zu Hause bügelte Frau Luthiger die Wäsche. Zu meiner Mutter sagte sie, sie gehe ungern zu Katholiken, weil diese nur einmal in der Woche baden würden. Da hatte sie nicht ganz unrecht. (...) Heute duschen ja alle. Wir haben unsere Gerüche verloren.»

Die CVP hatte immer einen klaren Geruch. Und das wurde spätestens dann zum Problem, als die Säkularisierung der Schweiz voranschritt. Die Geschichte der Partei war nun nicht mehr belastbar, sondern belastend.

## II. RUSWIL (LU): DIE ERFÜLLTE MISSION

Im Restaurant Rössli in Ruswil wartet schon Pirmin Meier auf uns – er ist so erfreut über das Treffen, dass er Gerhard Pfister zur Begrüssung die Hand entgegenstreckt. Pfister zuckt zurück und bedient sich beim Desinfektionsmittelspender.

Pirmin Meier, 73, ist Autor von Büchern über Bruder Klaus und über Paracelsus, er war einmal Delegierter der CVP Luzern,

und er sei «nun mal eine Gymnasiallehrerlegende alter Schule», wie er mir in einer seiner vielen E-Mails schreibt. Meier ist ein Assoziations- und ein Ausuferungskünstler.

Gerhard Pfister hatte mir auf der Hinfahrt erzählt, dass er von Meier neulich eine lange und wütende E-Mail-Suada erhalten habe, in der dieser sich darüber aufgeregt habe, dass Pfister das C aufzugeben bereit sei.

Das «Rössli» ist ein historisches Haus. Hier unterschrieben im Jahr 1840 gut dreihundert Katholisch-Konservative die sogenannte Ruswiler Erklärung, ein Manifest gegen die zunehmende Liberalisierung im Kanton. Der Ruswiler Verein, der daraus entstand, war der Ursprung der heutigen CVP. Immer am dritten Mittwoch im April traf sich jahrelang der Ruswiler Verein im «Rössli». Irgendwann kamen so viele Leute, dass die Sitzungen draussen stattfinden mussten.

An diesem Freitagmorgen ist der Saal leer. Wir sitzen zwischen alten Uniformen und alten Bildern. Pirmin Meier wirbelt durch die Räume. Wenn die Geschichte der CVP alle so elektrisieren würde wie ihn, dann gäbe es keine Probleme. Gerhard Pfister überlegt sich nur deshalb, das C aufzugeben, weil er keinen anderen Weg mehr sieht, um die Partei zurück zum Erfolg zu führen.

Pfister schaut sich kurz um im «Rössli», das auch ein Museum seiner eigenen Partei ist, dann sagt er: «Der historische Auftrag der CVP ist erfüllt, die Katholiken sind mit dem Bundesstaat versöhnt. Und in der Verfassung ist der Föderalismus festgeschrieben, auf den die katholische Minderheit verständlicherweise gedrängt hat, weil sie sich der reformierten Mehrheit gegenüber abgrenzen und absichern wollte.»

Dann könnten Sie die Partei auflösen, sage ich.

«Das wäre eine Möglichkeit, aber ich bin Präsident, nicht Konkursverwalter. Ich sehe eine neue Aufgabe für meine Partei: Wir wollen die polarisierte Schweiz in der Mitte versöhnen. Dafür wollen wir uns öffnen.»

Pirmin Meier lehnt sich über den Tisch, wenn er spricht. Es geht jetzt um die Verteidigung des C, des alten Erbes der Partei. Er holt Anlauf und ruft: «Jetzt möchte ich die Katze aus dem Sack lassen! Solange wir das C haben, haben wir noch ein schlechtes Gewissen. Solange wir das C haben, wissen wir, dass unsere Politik nicht gut genug ist. Und solange wir das C haben, müssen sich unsere Politiker noch schämen. Sie müssen verstehen, das C ist eine Aufforderung, nicht nur zeitgemäss zu sein.»

Gerhard Pfister zieht sich umso mehr zurück auf seiner Sitzbank, je raumgreifender die Gesten von Pirmin Meier werden.

Meier fährt weiter: «Wir müssen auch Niederlagen einstecken. Dadurch schärft sich unser Profil!»

Pfister lächelt müde: «Wir haben jetzt vierzig Jahre lang Niederlagen eingefahren.»

Meier ruft: «Nein, nicht bei den Wahlen, sondern in der Sache! Die CVP betont immer, dass sie so viele Abstimmungen gewinne. Darum geht es doch nicht!»

Pirmin Meier fürchtet, dass die CVP mit dem C ihren Sinn verliert. Er sagt, das C sei ein kultureller Heimatbahnhof –

---

**«SOLANGE WIR DAS C HABEN, MÜSSEN SICH UNSERE POLITIKER NOCH SCHÄMEN. SIE MÜSSEN VERSTEHEN, DAS C IST EINE AUFFORDERUNG, NICHT NUR ZEITGEMÄSS ZU SEIN.»** Pirmin Meier



man dürfe Kultur und Identität nicht einfach der SVP überlassen. «Das wäre verheerend», sagt Meier.

### III. ENTLBUCH (LU): DIE ZWEIFEL VOR DER GRENZE

Als wir wieder im Auto sitzen, sagt Pfister über Meier: «Er lebt noch in einer Welt, in der das katholische Milieu seine Bedeutung hat. Er verkörpert diejenigen unter uns, die sich wegen der Öffnung vor einem Bedeutungsverlust fürchten.»

Pfister kennt die Bedenken, sie kommen aus seinen stärksten Kantonalparteien. Franziska Biner, die junge und hoffnungsvolle Präsidentin der Oberwalliser CVP, hat mir am Telefon erzählt, dass alle ihre Ortsparteipräsidenten auf dem C bestünden. Sonst drohten viele mit dem Austritt aus der Partei. «Die kritischen Stimmen werden noch zunehmen», sagte Biner.

Der Fluch der CVP ist der gesellschaftliche Fortschritt. Sie war immer die Kleinzellenpartei in der grossen Zelle Schweiz. Sie hielt die Familie hoch, die Kirche, den Kanton – und nicht den Bundesstaat. Die CVP war die Partei der Familiendynastien und der Lokalhelden, Jules Binder im Aargau, Raymond Broger in Appenzell-Innerrhoden – zwei Männer mit so viel Ämtern und Macht, dass sie diesen Artikel sprengten. Aber jetzt verstädert das Land, es wird zentralistischer, und es ist schon so weit säkularisiert, dass viele Katholisch-Konservative einem reformierten Pfarrerssohn hinterherrennen, wie Gerhard Pfister gerne sagt: Christoph Blocher von der SVP.

Pfister sieht deshalb zwei Möglichkeiten für die CVP: Die Sonderbundsstrategie, der geordnete Rückzug in die alten Kerngebiete, die aber immer kleiner werden. Es wäre ein Rückzugsgefecht. Oder die Öffnung, der Angriff in der ganzen Schweiz.

Die Frage ist, wie viel man aufgibt, wenn man sich öffnet.

Gerhard Pfister sieht inzwischen nur noch Vorteile in einer Öffnung. Im Frühling hat er angekündigt, er strebe eine Fusion mit der BDP an, einer Partei, die vor zwölf Jahren als Abspaltung der SVP entstanden ist. Die BDP ist eine Partei von Reformierten, fast nur in Kantonen präsent, in denen es die CVP aus historischen Gründen nie war, «eine ideale territoriale und inhaltliche Ergänzung», wie Pfister sagt.

In den reformierten Kantonen Bern und Zürich etwa, die zusammen sechzig von zweihundert Sitzen im Parlament ausmachen, war die CVP bisher fast inexistent. Mit der BDP wäre sie stärker. Wobei die BDP eine Partei im Elend ist, seit sie Eveline Widmer-Schlumpf verloren hat, die gleichzeitig Bundesrätin und Gründungsgrund der Partei war. Die Partei verliert Mitglieder und Wähler, eine Fusion mit der CVP wäre ihre letzte Rettung. Eine Fusion unter Verlierern?

Gerhard Pfister argumentierte am Anfang seiner Präsidentenzeit inhaltlich, dann strategisch, inzwischen taktisch. Er sagt: «Ich sehe ein riesiges Potenzial. Wir könnten etwa endlich Wahlkampf machen in Bern, alleine das! Eine gute Strategie soll nie auf das fokussieren, was ist, sondern darauf, was sein könnte.»

Pfister sieht eine Fusion zudem auch als Revitalisierungskur für seine eigene Partei. Fiele das C weg, müsste die CVP

noch mehr eine Ideen- statt eine Milieupartei werden. Früher hatte die Partei entweder keine Macht und keine Chancen (in den reformierten Kantonen), oder sie hatte die Macht (in den katholischen Kantonen). Stark war die CVP vor allem dann, wenn sie gar nicht erklären musste, wieso man sie wählen sollte. «Wir mussten die Macht nicht erringen, wir mussten sie nur verteilen», sagt Gerhard Pfister. «Aber heute brauchen wir Ideen. Sonst werden wir nicht überleben.»

Je weiter wir fahren, je länger er spricht, je mehr die Bedenken von Pirmin Meier verblassen, desto plausibler wirkt es, die katholische Herkunft aufzugeben. Ich bin mir nicht einmal bei Pfister sicher, ob er wirklich an die katholische Religion glaubt oder nicht eher an die katholische Kultur. Es gibt heute mehr Katholiken in der Schweiz als Reformierte, aber niemand interessiert das mehr. Pfister sagt, er glaube, aber er habe auch Philosophie studiert. «Da wird versucht, einem den Glauben auszutreiben.» Niemand glaubt heute noch widerspruchslos.

An den Autofenstern zieht Wolhusen vorbei, dann kommen Entlebuch und Escholzmatt, dann wartet die Grenze. Der Graben zwischen dem Entlebuch und dem Emmental ist beinahe unsichtbar. Die Kirchen werden kleiner, die Bauernhöfe grösser, es sind fast Paläste. Aber sonst verändert sich mit der Grenze nur der Wähleranteil der CVP: Im Kanton Luzern ist sie mit 25,5 Prozent die grösste Partei, im Kanton Bern mit 1,9 Prozent eine der kleinsten.

Gerhard Pfister trägt eine Sonnenbrille von Ray Ban, er konzentriert sich jetzt auf den Verkehr und schweigt.

Vor unserer Reise habe ich einen Text von ihm gelesen, den er im «Tages-Anzeiger» veröffentlicht hatte. In diesem Jahr ist eine Biografie über Philipp Etter erschienen, den langjährigsten Bundesrat der CVP. Gerhard Pfister rezensierte das Buch, aber eigentlich schrieb er eher über sich selbst: «Etter war bereit, sein persönliches Glaubensbekenntnis zurückzustellen, eventuell auch seine tiefste und innerste politische Überzeugung, um seiner Partei eine Zukunft zu ermöglichen.»

Sie meinen nicht Etter, sondern sich selbst, sage ich zu Pfister. «Natürlich», sagt er und grinst.

Pfister hat das Problem jedes begabten Rhetorikers: Er kann mit Wörtern auch passend machen, was nicht zusammenpasst. Er wirkt zwar nicht, als würde er zweifeln, wenn er über die Aufgabe des C spricht. Und dennoch glaube ich, dass er es tut. Er zieht die Ahnen der CVP heran und rechtfertigt sich vor ihnen. Wenn man durch Pfisters Brille auf die Parteigeschichte schaut, gibt es plötzlich nur noch Öffner, Integrierer, Versöhner.

Pfister sagt: «Es ist natürlich eine grössere Übung für meine Partei. Auf unseren Schultern lastet viel Geschichte. Aber es kann nicht weitergehen wie bisher.»

### IV. TRUBSCHACHEN (BE): DAS FEHLENDE BEDAUERN

Kurz vor dem Mittag hat Gerhard Pfister die Grenze überschritten, er fährt durch Trubschachen, Kanton Bern, und stellt den Blinker. Wir haben auf dem Blapbach zum Mittagessen abgemacht, in einem Aussichtsrestaurant mit grossen

---

**«DREI VON UNSEREN FÜNF SCHWIEGERKINDERN SIND PROTESTANTISCH, UND DIE SIND MINDESTENS SO GUT WIE DIE ANDEREN. DER CHEF ÜBEROBE IST DER GLEICHE.»** *Ruedi Lustenberger*

Portionen. Hinauf führt eine verschlungene Strasse, einen anderen Weg gibt es nicht. Im Auto vor uns sitzen Ruedi Lustenberger und Jürg Rothenbühler, zwei Männer, die sich aus dem Schreinerverband kennen. Lustenberger war einmal Nationalrat für die CVP, Rothenbühler ist der Präsident der BDP Oberes Emmental, zusammen sind sie eine ökumenische Fahrgemeinschaft.

Die Gartenbeiz ist gut besetzt, es sieht hier ein bisschen aus wie beim «Donnschtig-Jass». Als Lustenberger ankommt, gibt es ein grosses Hallo. «Nirgends kannst du hin, ohne dass sie dich kennen», sagt er und freut sich.

Lustenberger, 70, war einmal Nationalratspräsident. Im Alter hat er in seinem Dorf Romoos noch das Amt des Gemeindeammanns angenommen. Er ist ein Staatsbürger, wie es sie früher mehr gab: ein Handwerker, der sich bestens auskennt in der Geschichte seines Landes. Lustenberger hat sich eingehend mit Josef Zemp beschäftigt, dem ersten Bundesrat der CVP, an dessen Denkmal er immer vorbeikam, wenn er als Jugendlicher in den Lehrbetrieb fuhr. Er geht noch in die Kirche, seine Frau singt im Chor. Ein Entlebucher Leben.

Rothenbühler, 48, führt eine Schreinerei in Rüderswil und wirkt so gutgelaunt wie engagiert: Zur geplanten Fusion erzählt er, der Ruedi und er seien neulich von einer Sitzung des Schreinerverbands in Zürich nach Hause gefahren, «und als wir schon wieder in unserem Gebiet waren, sagten wir zueinander: «Wenn's nach uns gegangen wäre, hätten wir das schon vor Jahren gemacht.»»

Die Einigkeit geht über das Menu hinaus. Alle bestellen den Siedfleischsalat mit Pommes frites. Die Männer finden, dass eine Fusion jetzt das Beste für alle sei, man stehe sich inhaltlich derart nahe – und müsse nur hier über die Hügel schauen. Alles liege so nahe beisammen. Ruedi Lustenberger sagt: «Drei von unseren fünf Schwiegerkindern sind protestantisch, und die sind mindestens so gut wie die anderen. er Chef überobe ist der gleiche.»

Ein Bedauern über den Abschied von der katholischen Schweiz scheint es an diesem Tisch nicht zu geben. Gerhard Pfister sagt: «Die Welt wird nicht schlechter, sie wird anders. Konservativ sein heisst nicht nostalgisch sein. Als Präsident habe ich Wahlen im Jahr 2023, nicht im Jahr 1970.»

Mich überrascht dieser nüchterne Blick auf die Welt: Mit der CVP verlören die Katholiken in der Schweiz ihre politische Heimat, aber selbst katholische Konservative wie Lustenberger und Pfister scheinen sich damit abzufinden. Vielleicht muss man sie verstehen, wenn man ihre Geschichte kennt: Die Katholiken waren in der Schweiz in der Minderheit, sie haben das 19. Jahrhundert nur gut überstanden, weil sie sich versöhnt haben, angepasst – bis hin zur Selbstaufgabe.

So gesehen wäre eine Fusion mit der BDP ein logischer Schritt.

## V. BERN: DAS ZIEL IST DIE MACHT

Als Gerhard Pfister das Restaurant Blapbach verlässt und die Reise weitergehen soll, ist die Strasse gesperrt. Ein Bauer treibt seine Kühe auf die Weide. Gewisse Dinge verändern sich nie. Wir fahren nach Bern – die Bauernhöfe werden wieder kleiner, die Landschaft beruhigt und ebnet sich, die Schweiz verstädtert –, und ich frage Pfister, ob es ihm bei der Aufgabe des C und der Fusion mit der BDP eigentlich nur darum gehe: um die Machtverhältnisse im Bundeshaus. «Ja, Entschuldigung»,

sagt er, «aber es geht in der Politik immer um Macht. Sie müssen Macht und Karrieren versprechen können. Erfolg bringt Erfolg. Wenn Sie den Bundesratssitz verlieren, ist es wie bei einem Gletscher: Kippt er erst einmal, geht es schnell.»

Als ich mich an einem anderen Tag im August mit dem Historiker Urs Allematt treffe, um die gegenwärtigen Ereignisse in die Geschichte einzuordnen, bestätigt er vieles, was Pfister sagt. Allematt ist so etwas wie der Professor der katholischen Schweiz, er beschäftigt sich seit fünfzig Jahren mit dem Thema und hat das Buch geschrieben: «Das historische Dilemma der CVP: Zwischen katholischem Milieu und bürgerlicher Mittepartei». Er sagt: «Die CVP war früher Teil eines Milieus, das sich ab 1970 aufgelöst hat. Es kam damals viel zusammen: das Zweite Vatikanische Konzil der katholischen Kirche löste eine Erneuerung aus. Nach 1968 veränderten kulturelle Revolutionen das Gesicht der Schweiz, dazu kamen die Umweltschutzbewegung, die Frauenbewegung.»

Allematt zeichnet ein Panorama der Schweiz, die sich immer stärker modernisiert hat. Milieus verschwinden, während er spricht, die Gesellschaft segmentiert sich. Die alten Parteien verlieren zunehmend ihre traditionelle Wählerschaft: die CVP die Katholiken, die SP die Arbeiter, die FDP den Geldfilz. Wahrscheinlich ist es kein Zufall, dass sich 1971 die BGB, die Partei der Bauern und der Gewerbler, zur ersten modernen Partei des Landes erneuert: Die neue SVP definiert sich nicht mehr über ein Milieu, sondern über Themen.

Urs Allematt sagt: «Christoph Blocher war zur richtigen Zeit da, und er bediente den traditionellen Geist der Sonderbundskantone, indem er den alten Kampf auf die Gegenwart anwendete: Was früher Sonderbund gegen Bundesstaat hiess, hiess nun Sonderfall gegen EU.»

Auf der Fahrt nach Bern erzählt mir Gerhard Pfister, alle Parteien würden mit Narrativen arbeiten: die Schweiz wahlweise als Geisel der EU, der Bürokratie, der Reichen. Nur die CVP habe jahrzehntelang gesagt: «Die Schweiz ist ziemlich perfekt.» Pfisters Ziel ist es, auch der CVP ein Narrativ zu geben: Die Schweiz wird bedroht von der Polarisierung. Um das zu verhindern, müsse man CVP wählen.

Gerhard Pfister ist bereit, alles für den Erfolg zu machen. Und er wird darin von Urs Allematt bestätigt, der sagt: «Wie jede andere Partei hält die CVP die Macht am Leben.»

Pfister glaubt, er würde das katholische Erbe nur dann veraten, wenn er es jetzt unbedingt konservieren wollte. Er ist bereit, das C aufzugeben. «Wir müssen die Partei verändern, um ihr einen Platz im 21. Jahrhundert zu sichern.»

Am Anfang dieser Reise dachte ich, Gerhard Pfister werde vom konservativen Katholiken zu einem Reformier – an ihrem Ende denke ich das Gegenteil. Pfister wird, indem er seine Aufgabe nicht mehr primär über seine tiefste politische Überzeugung, sondern über den Erfolg der Partei definiert, zu einem klassischen Mann der CVP.

In Bern parkiert Pfister beim Hotel Bellevue, der besten Adresse in der Stadt. Wir gehen die paar Schritte zum Bundeshaus. Die katholische Schweiz ist weit weg, aber die Macht nah. Gerhard Pfister ist angekommen. ■

---

SAMUEL TANNER hörte während der Recherche von einer Freundin, die in Freiburg studiert hat, dass die Trinkturen nicht mehr «Grosser Rosenkranz», sondern «Crazy Monday» heissen. Kaum etwas scheint ihm bezeichnender für den Stand der Dinge.